

STERN-REPORT

Im Dritten Reich wurden Zehntausende Kinder osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen planmäßig zu Tode »gepflegt«. STERN-Reporter Jan Christoph Wiechmann auf den Spuren von Opfern und Tätern eines fast unbekanntes Massensterbens

Das verdrängte Verbrechen

An dem Tag, als ihr Baby starb, schrubfte die Zwangsarbeiterin Czeslawa Pfeiffer die Kantine des Büsing-Flugmotorenwerks. Das war ein großer Rüstungsbetrieb im Braunschweiger Stadtteil Querum, wo für den Luftkrieg gegen die Alliierten produziert wurde. Die Hallen dort waren lang und der Schmutz hartnäckig, und Czeslawa griff, wie befohlen, schon mal zur Zahnbürste, um die letzten Krümel aus den Fugen zu kratzen. Gegen Mittag betrat einer ihrer Vorgesetzten, Hans Bremer, die Fabrik. Ein ehemals liebenswerter Mann, der immer kältherziger wurde, je weitersich die Ostfront von Stalingrad entfernte. Bremer kam auf die junge Polin zu und vermeldete knapp und deutlich, daß ihr Kind tot ist. Sie dürfe sich die Leiche anschauen – aber erst nach Dienstschluß. Zunächst solle sie weiterputzen.

Czeslawa Pfeiffer sank zu Boden. Das passierte oft in diesen Tagen. Sie sah ihr Baby vor sich, ihre fünf Wochen alte Tochter, ihre Rozalia Maria. Wie sie nackt in dieser kalten deutschen Geburtsbaracke lag und nur noch aus Haut und Rippen bestand. Wie Wanzen über ihr kleines Gesicht krochen und Eiterbeulen sich über den ganzen Körper ausbreiteten. Fünf Wochen hatten die Nazis gebraucht, um ihre Kleine qualvoll verenden zu lassen.

Es war der 21. November 1943, ein lauer Herbsttag. Die Deutsche Wehrmacht hatte gerade die Schlacht um Kiew verloren, und in Braunschweig sprach man vor allem über das dreitägige Waschverbot nach einem Wasserrohrschaden und über die neuen Filme mit Luis Trenker und Heinrich George.

Seit zweieinhalb Jahren war die 25jährige Czeslawa Pfeiffer nun schon in Deutschland. Eine von über zwei Millionen polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiterinnen, die während des Zweiten Weltkriegs vor allem in der Rüstungsindustrie und in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Die deutschen Besatzer hatten sie damals, im Juni 1941, in einer Schule in Warschau eingesperrt und per Güterzug nach Braunschweig geschickt. Zur

Saisonarbeit, hieß es. Für einige Wochen nur, hieß es.

Bei der Ankunft wurde Czeslawa gemustert, desinfiziert und mit Stoffabzeichen auf der rechten Brustseite eines jeden Kleidungsstückes als Polin gekennzeichnet. Die Polizeiverordnung vom 8. 3. 1940 sah vor: »Das Kennzeichen besteht aus einem auf der Spitze stehenden Quadrat mit 5 cm langen Seiten und zeigt bei ½ cm breiter violetter Umrandung auf gelbem Grunde ein ½ cm hohes violettes P.«

In Konservenfabriken mußte sie nun Spargel schälen und Gemüse zerkleinern, das für die Wehrmachtskasinos bestimmt war. Und in Rüstungsbetrieben putzte sie Flure und Kantinen – manchmal 15 Stunden am Tag. Wenn ein Nazi gut drauf war, sagte er zu ihr: »Du bist unsere Fleißigste hier, du putzt uns noch zum Endsieg.«

Bei der Arbeit lernte Czeslawa, Tochter eines Zirkusartisten, den deutschen Heizer Alfred Röhr kennen, sie verliebten sich ineinander. Er war acht Jahre älter als sie und taub, so daß er nicht zur Wehrmacht eingezogen worden war. Sie mußten sich heimlich treffen, denn enge Kontakte zwischen Deutschen und Polen wurden nicht geduldet. Doch als Czeslawa im Hochsommer 1943 sichtbar schwanger war, raunten alle in der Fabrik: »Das war der Alfred.«

Die junge Frau brachte am 16. Oktober 1943 Rozalia Maria zur Welt, ein gesundes Mädchen. Es wog 4100 Gramm. Rozalia hatte ein spitzes Gesicht und kaum Haare, und als die Mutter ihr kräftiges Baby nach dieser schweren, zwei Tage dauernden Geburt zum ersten Mal sah, glaubte sie, es werde schon durchkommen. Es werde überleben, auch wenn alle anderen Babys → in diesem Entbindungsheim für Ostarbeiterinnen »starben wie die Fliegen«.

Das Heim in der Broitzemer Straße bestand aus zwei einfachen Baracken und befand sich auf dem Gelände einer Ziegelei. Es gab kaum Wasser und keine richtigen Betten, und es roch nach Kot und Fäulnis. In der Toilette lagen bergeweise gebrauchte Monatsbinden, und im Waschraum stapelten sich alte Decken voller Exkremente, in denen dicke Maden herumkrochen. Das einzig Schöne, so erinnert sich Czeslawa Pfeiffer, war der Blick aus dem Fenster. Sie konnte wildwachsende Bohnen an einem Gitterzaun sehen und einen Schornstein, der in der Ferne rauchte.

Czeslawa hatte nicht viel Muttermilch. Sie

war stark abgemagert, und wenn sie die Heimleiterin Gertrud Becker nach etwas Essen fragte, antwortete diese, sie solle sich was von ihrem Gehalt kaufen. Czeslawa bekam damals knapp drei Reichsmark in der Woche. Lebensmittel aber durfte sie davon nicht kaufen. Nur einen gebrauchten Herrenanzug und die Postkarten mit Alpenpanorama und Hitler-Briefmarke, die sie nach Hause zur Familie schickte und drauf schrieb: »Mir geht es gut. Macht Euch keine Sorgen.« Geburt und Unterkunft mußte sie selber zahlen.

Im Wochenbett durfte Czeslawa Pfeiffer ihre Tochter nur selten sehen. An den Abenden zwang man sie, ihr Baby abzugeben. Eine Hebamme brachte Rozalia dann in die zweite Baracke, eine halbzerfallene Steinhütte, wo alle Säuglinge um einen Ofen aufgestellt wurden und vor Hunger und Schmerzen schrien. Die ganze Nacht. Die Schreie hätten Czeslawa beinahe um den Verstand gebracht. Sie lag da, mit offenen Augen, und starrte auf die Maserung der Holzbalken und Heraklitplatten über ihrem Kopf, die sich bis heute in ihr Gedächtnis gebrannt haben. Die Babys bekamen keine Windeln, kein Bettchen und nur selten eine Decke. Sie schliefen in Kisten – gefertigt von Tischlermeister Brinkmann, sie lagen auf Stroh in ihrem eigenen Kot, und über ihre Körper krochen Wanzen. Die Milch, die ihnen zugeteilt wurde, war häufig sauer oder wurde von den Hebammen selber getrunken. Und wenn der Arzt, Dr. Zahorodny, mal vorbeikam, ging er bald wieder, weil er eine Behandlung für aussichtslos hielt.

Die Steinbarracke in der Broitzemer Straße 200 war der kleine, unscheinbare Ort im Westen Braunschweigs, um Säuglinge in den Tod siechen zu lassen. So, wie sie auf die Welt kamen, so starbensie auch: nackt und wehrlos. In den wenigen Tagen, die sie auf der Erde waren, erlebten sie nicht viel mehr als die Folter durch Kälte, Hunger und Spiritus, den man auf ihre offenen Eiterbeulen goß.

Vor einer britischen Untersuchungskommission gestand der zuständige Oberlagerführer Karl Moese am 7. Februar 1946 ein: »Ich fand die Zustände dort einfach fürchterlich. In dem Badezimmer waren drei Leichen von Kindern. Wie ich mich aus der Unterredung mit Frau Becker erinnere, lagen die Leichen da schon so lange, daß ich sie gar nicht ansehen wollte.«

Eine Hebamme und ein Kaplan beobachteten sogar, daß manche toten Säuglinge im Sommer »Brutstätten von Würmern« waren, bis man sie wegbrachte.

Für den Abtransport ließ Heimleiterin Gertrud Becker die nackten Kinderleichen in Margarinekartons packen (laut Moeses Aussage »10-Kg-Kartons«) und neben dem Barakeneingang stapeln. In Sichtweite der Mütter. Manchmal standen dort zehn, manchmal 20 Kartons, bis dann nach einigen Tagen jemand vom Beerdigungsinstitut Müller vorbeikam und die toten Babys zu einem Massengrab auf dem Friedhof Hochstraße fuhr.

Czeslawa durfte ihr Neugeborenes nicht umsorgen, das war die Anweisung. Die Pflegerinnen wendeten hin und wieder das Stroh und stachen die Eiterbeulen auf, die als Folge der desolaten hygienischen Zustände jeden Säugling übersäten. »Es war mir nicht erlaubt, polnische oder russische Kinder zu einem Kinderarzt zu bringen«, sagte die polnische Hebamme Katarzyna Zentala später aus.

Am fünften Tag bekam auch Rozalia Flecken auf der Handfläche. Sie trank kaum noch und verlor viel Gewicht. Die Flecken breiteten sich aus, und am achten Tag bedeckten große Eiterpickel auch ihren kleinen

Körper. Czeslawa selbst mußte nun wieder in die Fabrik zum Putzen. Eine Anordnung der Deutschen Arbeitsfront (DAF), Kreisverwaltung Braunschweig-Stadt, lautete: »Es ist vorgesehen, dass Wöchnerinnen ungefähr 8 Tage in diesem Entbindungsheim bleiben und dann wieder ihrem Betrieb zugewiesen werden. Heil Hitler!« Gezeichnet: Hermann Mauersberg, Kreisobmann der DAF.

Czeslawa Pfeiffer stand nun wieder um vier auf und ging zur Arbeit, vorbei an Plakaten, auf denen stand: »Deutscher, der Pole ist niemals dein Kamerad! Halte dir stets vor Augen, daß du ein Angehöriger des Herrenvolkes bist.« Sie putzte nun wieder die Kachelböden des Flugmotorenwerks, doch die schwere Geburt, die schlaflosen Nächte und die Todesängste hatten ihr die Kräfte geraubt.

Ihre Tochter durfte sie genau zweimal in der Woche besuchen. Jedesmal, wenn sie Rozalia nun im Arm hielt, war sie leichter und entstellter und sah aus wie eine Greisin. Die junge Mutter war sich jetzt sicher, daß es stimmte, was man sich in Braunschweig erzählte: Dies war tatsächlich ein Vernichtungslager für Säuglinge, und so qualvoll, wie schon Dutzende Babys vorher gestorben waren, so würde auch ihre Tochter verenden. In der Zwischenzeit hatten die Eiterbeulen bereits die Knochen der Kleinen angegriffen.

Czeslawa dachte an Flucht mit ihrer Tochter, aber auf Flucht stand die Todesstrafe. Sie betete für den Endsieg der Deutschen, damit sie endlich nach Hause könne, aber der Endsieg kam nicht. »Am schlimmsten waren die Momente im Heim, wenn die Besuchszeit ablief«, sagt sie. »Ich mußte Rozalia allein zurücklassen und wußte, sie schafft es nicht ohne mich. Das war die Tragödie meines Lebens.«

Rozalia starb am 36. Tag. Sie erhielt die Registriernummer 3821/43. Als Todesursache trug ein Arzt »Schälblasen Furunkulose« ein. Die Leiche wurde eingewickelt in eine Decke und kam in einen Holzsarg, den der Vater angefertigt hatte. Die Beerdigung fand auf dem Braunschweiger Hauptfriedhof statt, ohne Pfarrer, ohne Gäste. Das stand Polinnen nicht zu.

Das Entbindungsheim Broitzemer Straße 200 war ein Todeslager für Säuglinge. Eines von Hunderten im Dritten Reich. Systematisch wurden in Braunschweig zwischen Mai 1943 und April 1945 mindestens 365 polnische und sowjetische Kinder zu Tode »gepflegt«. Einige überlebten zehn Tage, andere einige Monate: sie starben an den Folgen von Unterernährung und Hospitalismus. Als Todesursache aber trugen die Ärzte »Lebensschwäche«, »Darmkatarrh« oder »Frühgeburt« ein. Und sie verwiesen auf die »krankhafte Veranlagung« der polnischen Eltern, wie der verantwortliche Amtmann der AOK, Manfred Hertel.

In Wahrheit war es die bewußte Vernichtung des osteuropäischen und damit aus Sicht der NS-Ideologen »schlechtrassischen« Nachwuchses. »Ein Verbrechen«, so schreibt der polnische Historiker Roman Hrabar, »das an Perfidie und Grausamkeit mit anderen kaum zu vergleichen ist.« Er bezeichnet es als eine neue, nicht bekannte Art des Völkermordes.

Das Massensterben der Babys wurde durch einen Brief eingeleitet. Am 9. Oktober 1942 schickte der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, ein Schreiben an das Reichssicherheitshauptamt, die SS-Gruppenführer und an alle hohen Polizeiführer. Darin befürwortete Himmler die Errichtung von fremdrassischen Kinderheimen, »so daß die Kinder dort abgegeben werden können und die Mutter als Arbeitskraft für Deutschland erhalten bleibt«.

Himmlers Entscheidung war eine Reaktion auf Beschwerden von Gauleitern und Fabrikbesitzern. Diese hatten Zwangsarbeiterinnen vorgeworfen, mit Absicht schwanger zu werden (»Sabotage am Arbeitseinsatz«), um so ihre Rückkehr in die Heimat zu erreichen. SS-Obersturmbannführer Krumei notierte in seinem geheimen Monatsbericht »September 1942«: »Es ist notwendig, die Dienststellen im Altreich darauf aufmerksam zu machen, daß dem deutschen Staat jedes Mittel recht sein muß, die hemmungslose Fortpflanzung des rassistisch unbrauchbaren Polentums zu verhindern.«

Nur die vermeintlichen »guttrassischen« Kinder sollten erhalten bleiben. So führten die Rasseprüfer des Rasse- und Siedlungshauptamtes reichsweit Überprüfungen durch. Die Skala reichte von a=rein nordisch bis e=rein fremdblütig und von 9=Idealgestalt bis 1=Mißgestalt. Germanisierbare Kinder kamen in gesonderte »nationalsozialistische Volkswohlforthsheime« und wurden Teil des Lebensborn-Programms, nicht germanisierbare Kinder landeten in den Todesbaracken.

Auf besonderen Wunsch Himmlers hin suchte man nach offiziellen, »hochtrabenden Bezeichnungen« für die Lager. So nannte man sie »Ausländerkinder-Pflegestätten« oder »Entbindungsheime für Ostarbeiterinnen« – im internen Sprachgebrauch aber auch »Aufzuchttraum für Bastarde«. Nach Ansicht des SS-Gruppenführers Müller ließen sich die Heime »nahezu in jedem Dorf und ausnahmslos in jedem Ausländerlager errichten«.

Die Befehle wurden rasch umgesetzt. Überall im Deutschen Reich entstanden nun, in Frühjahr und Sommer 1943, Stationen für die kurzzeitige Verwahrung und baldige Vernichtung unbrauchbarer Kinder: Man nahm leerstehende Baracken, Ställe und ausrangierte Gebäude und richtete sie spärlich ein. »zumales sich meistens um Polinnen und Ostarbeiterinnen handelt, die im allgemeinen leicht niederkommen«, hieß es als Begründung. Entbindungsheime standen bald in kleinen Dörfern in den Höhen Oberbayerns, auf dem platten Land in Ostfriesland und in den industriellen Zentren: auf dem Krupp Gelände in Voerde/Niederrhein oder bei Volkswagen in Rügen (Kreis Helmstedt). Der STERN ist bei seinen Recherchen auf die Spuren von über 300 dieser Lager gestoßen. Wahrscheinlich aber gab es mehr.

Ein expliziter Tötungsbefehl von oben ist in den Akten nicht zu finden. Doch SS-Gruppenführer Hilgenfeldt schrieb an Himmler schon im August 1943: »Zum Teil ist man der Auffassung, die Kinder der Ostarbeiterinnen sollen sterben, zum anderen Teil der Auffassung, sie aufzuziehen. Da eine klare Stellungnahme bisher nicht zustande gekommen ist, gibt man den Säuglingen eine unzureichende Ernährung, bei der sie, wie schon gesagt, in einigen Monaten zugrunde gehen müssen.«

Nicht alle waren Vernichtungslager, aber die hohen Sterbezahlen und die unhygienischen Bedingungen vieler Heime ähnelten denen von Braunschweig: In der Kinderbaracke von Volkswagen lag die Sterbequote bei nahezu 100 Prozent, schreibt der Historiker Hans Mommsen in seinem Werk über die Zwangsarbeiter bei VW. Im Säuglingslager von Krupp sollen nach Aussagen einer ukrainischen Hebamme 50 bis 60 Babys am Tag gestorben sein. In Velpke (Kreis Helmstedt) beobachteten Zeugen, wie ein Hund mit einem blutigen, behaarten Schädel eines Säuglings spielte. In Lefitz (Kreis Dannenberg) kettete man Babys an Bettgestelle.

Mehrere 10 000, wahrscheinlich aber mehr als 100 000 polnische und sowjetische Babys und Kleinkinder starben zwischen 1942 und 1945 in diesen Tötungsstätten des Dritten Reiches. Eine genaue Zahl ist nicht mehr zu ermitteln. Die meisten Akten wurden vernichtet, und die Heime selbst wurden wieder zu den Viehställen und Baracken, die sie vorher waren. Es setzte das ein, was der Leiter der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen, Willi Dreßen, die »Schlußstrich-Mentalität« nennt.

Das Massensterben osteuropäischer Babys ist ein weiteres grausames Kapitel der deutschen Geschichte und bisher dennoch kaum bekannt. Es gibt kein umfassendes historisches Werk zu dem Thema, keine Vorlesungen an den Universitäten, und selbst die bekannten deutschen Zwangsarbeitsforscher haben sich lediglich am Rande mit den Todesheimen beschäftigt.

Czeslawa Pfeiffer hat 55 Jahre nicht über den Tod ihrer ersten Tochter gesprochen – seitdem sie Deutschland verlassen und über Hamburg und Lübeck im Juni 1947 an Bord der »Isar« endlich wieder nach Polen zurückkehren konnte. »Nach dem Krieg hatte jeder in Polen genug eigene Leiden, KZ, Ghetto, Hunger«, sagt sie, »da paßte ein totes Baby nicht hinein. Man sprach nicht darüber, schon gar nicht, wenn der Vater ein Deutscher war.« Alfred Röhr, ihr damaliger Geliebter, saß um diese Zeit im Gefängnis. Er war zu fünf Jahren Haft verurteilt worden, weil er in den Braunschweiger Bombennächten Stoffe aus einem zerstörten Haus hatte mitgehen lassen. Czeslawa hat den Vater ihrer Tochter nie wiedergesehen. Er ist inzwischen verstorben.

Heute ist sie 80. Sie sitzt im engen Wohnzimmer ihrer dunklen Hinterhofwohnung in Stettin. An der Wand hängen ein Stickbild der Lüneburger Heide und Fotos ihrer Enkeltochter, die in Amerika studiert und die das internationale Flair hineinbringt, von dem sie auch gern etwas in ihrem Leben gehabt hätte. Czeslawa Pfeiffer wohnt hier zusammen mit ihrer zweiten Tochter und einem Enkelkind auf 40 Quadratmetern.

Nach dem Krieg arbeitete sie als Friseurin und zog die Tochter und einen Sohn allein auf. Seit über 15 Jahren ist sie Rentnerin. Sie kann kaum noch gehen, ihre Gelenke sind zu kleinen Bällen geschwollen, und aus ihrem Rücken ist ein Buckel geworden. Sie erzählt ernüchtert von ihrem kaputten Leben, ohne Selbstmitleid, als sei es ein belangloses Produkt der Wegwerfgesellschaft. 80 Jahre Bedeutungslosigkeit, 80 Jahre Pech, sie glaubt nicht an Gott und ein besseres Leben nach dem Tod.

Czeslawa Pfeiffer weiß, daß sie nicht mehr lange leben wird. »Ich bin kurz vor dem Grab«, sagt sie und lächelt dabei. »Ich habe Arthritis, Leberschaden, Herzschwäche, Schilddrüsenkrebs. Meine Ärztin sagt mir immer, sie hat nie jemanden gesehen, der so viel auf einmal hat und trotzdem noch am Leben ist.«

Es dauerte Monate, Czeslawa Pfeiffer mit Hilfe des deutsch-polnischen Historikers Karl Liedke ausfindig zu machen. Ihr Name stand auf einer Liste Braunschweiger Zwangsarbeiter, die der Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung vorlag. Die meisten anderen der etwa 30 000 osteuropäischen Zwangsarbeiter, die damals in Braunschweig bei den Büsing-Werken (heute MAN) oder in Konservenfabriken arbeiteten, sind längst gestorben. Eine Entschädigung haben sie nie erhalten, ihr Schicksal haben sie nie erzählt – und nach den Tätern nie gesucht. Sie haben das Kapitel Zwangsarbeit geschlossen wie eine stählerne Tür und keinen mehr reingelassen, der an den Seelenqualen ihrer Vergangenheit rühren wollte.

Czeslawa Pfeiffer ist nie über den Tod ihrer ersten Tochter hinweggekommen. 36 Tage nur auf der Welt, in einer Hölle auf → Erden – das geht nicht in ihren Kopf hinein. Warum mußte sie so elend sterben, fragt sie und findet keine Antwort. Wer waren die Täter? Die Leiterin, Frau Becker? Der Oberlagerführer Karl Moese? Das Regime? Die Deutschen? In den Endzügen ihres Lebens martern sie diese Fragen, und sie weiß, daß sie den Mörder nicht mehr finden wird.

Die Spur zu den Mördern von Rozalia Maria, zu den Tätern von Braunschweig führt nach Warschau, in den Keller eines mächtigen Justizgebäudes im Zentrum der polnischen Hauptstadt. Hier liegt das Archiv der »Hauptkommission zur Untersuchung der Verbrechen am Polnischen Volk«. Kilometerlang stapeln sich die in Leinen gebundenen Akten. In großen schwarzen Buchstaben steht darauf »Auschwitz«, »Nürnberger Prozesse«.

Die Akte Z 237 ist Braunschweig gewidmet.

Es ist eine dicke Akte mit einem Haufen ungeordneter Zeugnisaussagen und losen Fotos der Baracken in der Broitzemer Straße. Die Blätter riechen modrig und sind vergilbt. Zwischen den mehrseitigen Todeslisten mit den Namen der Kinder und persönlichen Briefen der Verwalterin Gertrud Becker liegt das Dokument Z 237-77. Es ist die Aussage einer Zeugin, der Kindergärtnerin Suse Dürges. Sie sagte am 28. 3. 1946 vor der Untersuchungskommission: »Wie man in Braunschweig herumspriecht, soll der Kreisleiter der NSDAP in Braunschweig, Heilig, den Befehl zum Morden ausländischer Säuglinge gegeben haben.«

Berthold Heilig war damals 31. Ein aufstrebender Nationalsozialist, HJ-Führer und bereits im Stab des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß. Aus den wenigen noch erhaltenen Dokumenten der Akte 237 geht hervor, daß Heilig das Oberkommando über das Heim Broitzemer Straße hatte und unter anderem den Befehl gab, ausländischen Babys Nahrung vorzuenthalten. Neben Heilig zeichnete der DAF-Kreisobmann Hermann Mauersberg verantwortlich für die Versorgung der Baracken. Trägerschaft und Verwaltung übernahmen die Allgemeine Ortskrankenkasse (AOK) und ab Juli 1944 die Industrie- und Handelskammer (IHK).

Der Akte ist weiter zu entnehmen, daß unmittelbar nach Kriegsende die britische »Control Commission For Germany, Legal Division, Herford« gegen die Beteiligten ermittelte. Die Beschuldigten wiesen jede Schuld von sich: Verwalterin Gertrud Becker beschuldigte Oberlagerführer Karl Moese, Moese beschuldigte NSDAP-Kreisleiter Berthold Heilig und sagte aus, er habe sein Bestes getan, um das Kindersterben zu verhindern. Heilig, der später vermutlich dank der Nazihilfsorganisation »Stille Hilfe« in Süddeutschland untertauchte, erklärte, er habe nie etwas von der hohen Sterblichkeit erfahren. Und Hermann Mauersberg sagte über die toten Babys und ausgezehnten Mütter: »Soweit ich beurteilen kann, waren die Patienten mit ihrer Nahrung und Unterbringung ganz zufrieden.« Zu einem Prozeß kam es nicht. Als Begründung gab der »Director of Prosecutions« am 27. 5. 1948 an: »Die Hauptschwierigkeit ist, daß es keine Zeugen gibt, die zur Verfügung stehen.« Die Mütter waren längst zurückgekehrt und konnten in den Wirren der Nachkriegszeit nicht ausfindig gemacht werden. Verurteilt wurde in Braunschweig somit keiner.

Lediglich in Rühren, Lefitz und Velpke fanden Prozesse statt, weil genügend Zeugen aufgetrieben werden konnten. Dort wurden ein Arzt, eine Heimleiterin, und ein Kreisleiter der NSDAP wegen »Murder by wilful neglect« zum Tode verurteilt. Mord durch bewußte Vernachlässigung.

Die Schreibtischtäter in den Reichsministerien, die für Erlasse und Anordnungen in der Ostkinderfrage zuständig waren, wurden nicht belangt. Dr. Karl Gossel (Referent im Reichsfinanzministerium) war bis 1965 Bundestagsabgeordneter der CDU. Dr. Wilhelm Loschelder (im Reichsinnenministerium befaßt mit der Behandlung arbeitsunfähiger Ausländer) wurde Staatssekretär im nordrhein-westfälischen Innenministerium. Und Dr. Hans Muthesius (Experte für das Aussondern von »Asozialen« und »Unerwünschten«) Beigeordneter des Deutschen Städtetages.

Verantwortlich für den Baby-Mord im Dritten Reich waren

neben den Schreibtischtätern auch Ärzte, Krankenschwestern, Bauern, Industrie- und Handelskammern, Gesundheitsämter, Krankenkassen.

Nur die wenigsten der unzähligen Lager sind ausreichend erforscht worden. Dazu zählen Gantewald/Württemberg, Sallach/Bayern, Pfaffenwald/Hessen, Waltrop/Westfalen. Es waren engagierte Hobbyhistoriker, Lokaljournalisten oder Schulklassen, die im Wald auf Grabsteine stießen oder im Standesamt auf Sterbedaten – und die dann ihre Untersuchungen begannen. Doch zu mehr als kaum beachteten Publikationen und Kurzberichten in den Lokalzeitungen reichte es nicht.

Die Gründe liegen auf der Hand: Es gibt keine Fotos vom Grauen und so gut wie keine Gedenkstätten. Der Tod kam nicht millionenfach und war nicht das Ergebnis einer von langer Hand vorbereiteten Vernichtungsstrategie. »Die Kinderheime stehen somit im Schatten der großen Konzentrationslager«, erklärt der Bremer Historiker Christoph Schminck-Gustavus. »Außerdem stößt man bei der Recherche in Deutschland auf Granit«, sagt er. »Die Leute in den Orten wollen davon nichts wissen.«

Die Suche nach noch lebenden Zeugen und Tätern in den kleinen Dörfern und Städten erweist sich in der Tat als schwierig. Dort, wo die Menschen etwas wissen, schweigen sie und wehren sich gegen angebliche Verleumdungskampagnen. In kaum einer Chronik und in keinem Stadtarchiv taucht dieses Kapitel deutscher Geschichte auf. Die Babys sind eingeflossen in diese → anonyme Masse Kriegstoter, die alles Leiden homogenisiert.

Doch nun, 53 Jahre danach, tut sich etwas im Land der Opfer. In einem alten Gebäude der Warschauer Altstadt sitzen Historiker der »Kommission zur Untersuchung der Verbrechen am Polnischen Volk« zusammen und beraten, wie sie das unentdeckte Kapitel anpacken können, bevor es unter das Fallbeil der Jahrtausendwende gerät. Sie setzen Anzeigen in die Zeitungen und begeben sich auf die Suche nach Babys, die das Grauen überlebt haben. »Wir haben eine starke Motivation, weil dieses Thema in Deutschland noch so unbekannt ist«, sagt der Vorsitzende, Witold Kulesza. Man plane eine zentrale Gedenkstätte in Braunschweig für alle ermordeten polnischen Babys und eine bessere Zusammenarbeit mit deutschen Strafbehörden. »Es gibt keine andere Situation, die so klar ist wie diese grausame Geschichte mit den polnischen Kindern«, sagt Kulesza aufgebracht. Er spricht laut, er gestikuliert wild, sein Körper erzählt von der Bestürzung, die er mit Worten nicht beschreiben kann. »Ich frage mich immer, wie man in Deutschland mit dieser Bürde umgeht.«

Braunschweig schweigt. Die noch lebenden Nachbarn schweigen. Die Täter sind tot. Heilig und Moese schon lang, Mauersberg tauchte damals unter. Gertrud Becker heiratete nach dem Krieg und lebte bescheiden in einer kleinen Mietwohnung eines Braunschweiger Arbeiterviertels. Sie starb vor fünf Jahren.

Die Konservenfabriken sind abgerissen, MAN hat angeblich keine Büsing-Unterlagen aus der Zeit, und auf den Bauernhöfen, wo viele Zwangsarbeiterinnen beschäftigt waren, verweist ein Bauer auf den anderen. So brachial, wie sich nach dem Krieg die Betonscheußlichkeiten auf die Altstadt pflanzten, so begründigten die Nachkriegsjahre auch das tiefbraune Kapitel der 250 000-Einwohner-Stadt in Ost-Niedersachsen. 1932 hatte man Adolf Hitler hier noch zum Braunschweiger Regierungsrat gemacht und damit seine Einbürgerung ermöglicht.

Quelle: STE
STERNDonnerstag Nr. Seite:
26.11.1998 49 208

Nur die ehemalige Leiterin eines Zwangsarbeiterlagers der Büssingwerke lebt noch. Sie ist 92 und wohnt in einem rotgeklügelten Altersheim im Osten Braunschweigs. Frau Käune sitzt aufgeregt auf ihrem Sofa und freut sich seit einer Woche auf den Besuch des STERN. Die korpulente Frau wartet nicht auf die Begrüßung und das Anliegen der Reporter, sie sagt gleich: »Nun hörst du mal zu« und redet drauflos, ohne Punkt und Komma. Das Heim Broitzemer Straße sei ein Todeslager gewesen, und auch die Wöchnerinnen ihrer Unterkunft hätten die Kinder dort abgeben müssen. Eigentlich sei es ihr egal gewesen: »Laßt die sterben, aber nicht bei mir, hab' ich zur Gestapo immer gesagt.« Doch dann habe sie eine Mutter mit Kind nach Polen fliehen lassen. Nein, nicht eine, sondern zwölf. Nicht zwölf, sondern 16. Es folgen Heldengeschichten, eine nach der anderen, bis Frau Käune zu dem Schluß kommt, daß Frau Käune der Engel von Braunschweig war. Sie ist 92 und bringt vieles durcheinander, entschuldigt sich die Altenpflegerin.

So wie Frau Käune ihre Mittäterschaft als Barackenleiterin verdrängt, so haben auch AOK, IHK, Arbeitsamt und andere das Kapitel Broitzemer Straße aus ihren Chroniken gestrichen. Als die Autorin Bernhild Vögel die ersten Untersuchungen schon in den 80er Jahren vorlegte, blockten die Verantwortlichen ab. Ein Termin bei AOK und IHK kam nie zustande. »Wir bedauern, Ihnen nicht helfen zu können«, schrieb die AOK.

Die Krankenkasse hat ihren Sitz in einem mehrstöckigen Klinikerbau, der in den 30er Jahren der SS als Folterzentrale diente. Der Bezirksdirektor der AOK Braunschweig, Joachim Pedroß, sitzt an einem großen runden Tisch in seinem großen Büro und gibt sich ratlos. In den alten Akten stünde nichts, die AOK habe wohl mit der Sache nichts zu tun, sagt Pedroß freundlich, bestimmt. Erst die Schriftstücke aus Warschau locken ihn aus der Reserve, und irgendwann kommt ein »Erstaunlich« und dann ein »Das ist ja grausam«. Vorsichtshalber erwähnt Herr Pedroß sein Geburtsjahr 1943 und bietet dann die rückhaltlose Aufklärung an. Den Vorgang Rozalia Pfeiffer aber könne man nicht finden. Er läßt ein Protokoll erstellen und festhalten, »daß es keinerlei Anlaß gibt, sich mit der AOK und den handelnden Personen der AOK im Nazi-Deutschland zu identifizieren«.

Auch bei der Industrie- und Handelskammer ist das Thema angeblich unbekannt. Die Mitverantwortlichen für die Zwangsarbeiterlager und das Entbindungsheim blieben nach dem Krieg im Amt und stiegen, wie Dr. Hans Ballhausen, gar zu Hauptgeschäftsführern auf. Und der heutige Geschäftsführer Rüdiger Sors möchte keinen Schuldanspruch aussprechen. Die Spuren sind inzwischen verwischt, es gibt keine Akten mehr im Haus, keine Czeslawa Pfeiffer in der Personalliste bei den Büssingwerken. Entschädigungen werden nicht gezahlt.

Das Kapitel Broitzemer Straße ist auch den Stadtoberen stets ein Dorn im Auge gewesen, und sie haben das gezeigt. Als der polnische Konsul Sokolowski nach Braunschweig kam, um den Ort für die mögliche Gedenkstätte zu besichtigen, schickte die Stadt nur einen Angestellten des Grünflächenamtes. Als zum ersten Mal eine Delegation ehemaliger Zwangsarbeiterinnen die Stadt besuchte, empfing sie ein Stellvertreter des Zweiten Bürgermeisters, der schon abgewählt war. Pastoren und Historiker bezeichnen das Verhalten als peinlich und beschämend und als »große Verdrängungsleistung seitens der Stadt«.

Oberbürgermeister Werner Steffens will über das Thema nicht sprechen. Dreimal schickt er andere vor, und selbst in seiner

Pressestelle hält man das für unwürdig. Beim Interview im prächtigen Arbeitszimmer des Rathauses kriecht er dann in die hintere Ecke seines Ledersessels und sagt beleidigt, man kenne das Kapitel. Es sei grausam, jeder in Braunschweig wisse Bescheid, und man könne schließlich nicht all die Kosten für eine Gedenkstätte tragen. Da sitzt ein Mann, mürrisch und genervt, und scheint sich zu fragen, wer ihm bloß dieses undankbare Amt aufgedrückt hat.

In Braunschweig erinnert heute so gut wie nichts mehr an das düstere Kapitel der Stadt. Nur an dem Zaun des ehemaligen Friedhofs Hochstraße, dort, wo über hundert Babys in Massengräbern liegen, steht eine kleine Mahntafel. Erst nach langem Drängen hat sich die Stadt dazu durchgerungen, sie anzubringen. Symbolisch haben Schüler ein paar Holzkreuze mit den Namen der Säuglinge aufgestellt. Der Bereich, wo die Babyleichen liegen, wurde an einen Waldorf-Kindergarten verkauft. Heute spielen anthroposophische Kinder über den Massengräbern toter Babys.

Die Todesbaracke in der Broitzemer Straße 200 steht nicht mehr. Heute befinden sich dort Möbel Boss, »der SB Discoun-ter«, und eine Tafel: »Burger King nächste Ampel rechts.« Kein Schild und kein Hinweis auf das Lager, keine Ziegelei, keine Bohnen an Zäunen. Dort, wo Rozalia Maria starb, liegt die Auffahrt der A 391 Richtung Norden. Richtung Berlin und Hannover.

Auch das Grab von Rozalia Maria auf dem Hauptfriedhof existiert nicht mehr. Es hat sich nie jemand drum gekümmert. Czeslawa Pfeiffer wollte damals alles vergessen. Sie warf die Sterbeurkunde weg, um frei zu sein und nie wieder dran denken zu müssen. Doch die Erinnerungen holten sie immer wieder ein, und Tränen stehen in ihren Augen, als sie abschließend sagt: »Ich will keine Rache, aber die Menschen in Braunschweig sollen verstehen, daß wir Polen auch Menschen sind. Die Wahrheit muß bekannt werden.«

Eine Entschädigung von Büssing oder MAN bekam Czeslawa Pfeiffer nie. Sie erhielt einmalig 500 Mark von der Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung. 500 Mark für über 10 000 Stunden Zwangsarbeit in Braunschweig. Für vier Jahre Seelenqualen. Und für ein totes Baby.

Mitarbeit: Andrea Röpke, Bernhild Vögel.

»Ich mußte Rozalia allein zurück lassen und
wußte, sie schafft es nicht ohne mich. Das war
die Tragödie meines Lebens«

»Man gibt den Säuglingen eine
unzureichende Ernährung, bei der
sie zugrunde gehen müssen«

»Es gibt keine andere Situation,
die so klar ist wie diese grausame
Geschichte mit den Kindern«

Der polnische
Historiker Witold
Kulesza fordert
Aufklärung

»Laßt die Kinder sterben,
aber nicht bei mir, habe ich zur
Gestapo immer gesagt«

Die ehemalige Heim-
leiterin Johanna Kaune
mit Fotos von damals

**Nächste Woche
lesen Sie im
STERN: Wie ein
Arzt in Kelsterbach
Babys zu Tode spritz-
te. – Wo die wenigen
Kinder, die überlebt
haben, heute sind. –
Wie die Leiterin eines
der Todeslager zu den
Verbrechen steht**

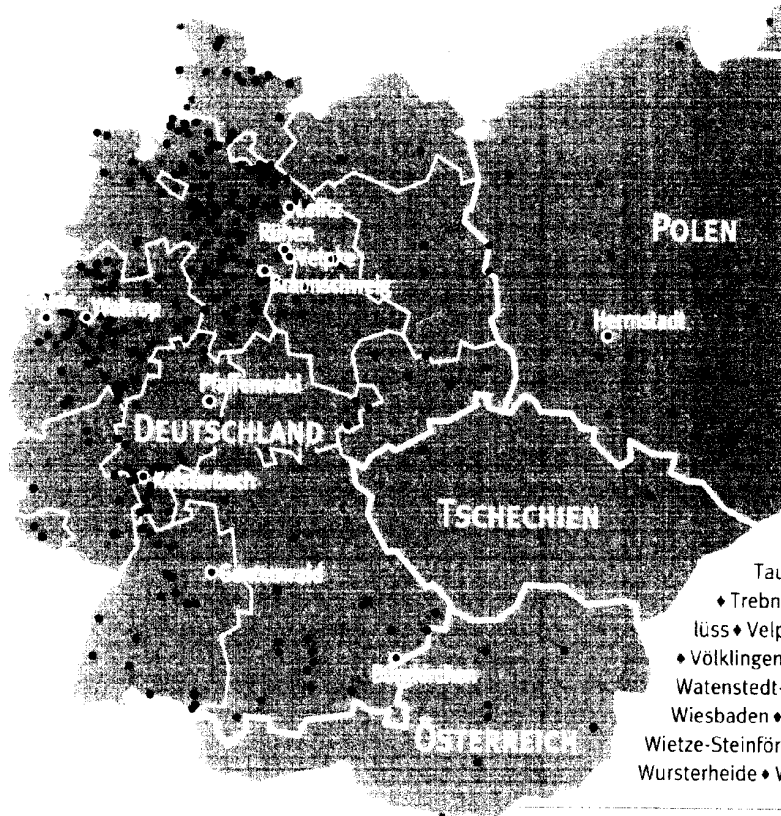
ALLE FOTOS: HANNIS-JÖRG ANDERS

Orte der Schande

An 180 Stellen im Deutschen Reich
gab es nachweisbar Ausländerkinderlager/
Entbindungseinrichtungen

Alfeld ♦ Alzey ♦ Angern ♦ Armsen ♦ Augsburg ♦ Balje ♦ Barhof
♦ Beiershausen (Pfaffenwald) ♦ Beppen ♦ Bergen ♦ Beuthen ♦
Bietigheim ♦ Blechhammer ♦ Borstel, Kr. Stade ♦ Borstel, Kr. Har-
burg ♦ Braunschweig ♦ Bremervörde ♦ Brunshausen ♦ Büdelsdorf
♦ Büdingen ♦ Burg bei Magdeburg ♦ Burgkirchen an der Alz (Gen-
dorf) ♦ Burgsteinfurt ♦ Buschhausen ♦ Celle ♦ Cluvenhagen ♦ Cux-
haven ♦ Dambrau ♦ Darmstadt ♦ Datteln ♦ Dillenburg ♦
Dillingen ♦ Dittersdorf ♦ Dortmund-Bövinghausen ♦ Dortmund-
Hörde ♦ Dörverden ♦ Dreis-Tiefenbach ♦ Drennhäusen ♦ Dresden
♦ Duisburg-Wanheimerort ♦ Eitze ♦ Elmschenhagen ♦ Emmendingen
♦ Erbach/Odenwald ♦ Espenau ♦ Essen ♦ Fessnach ♦ Frank-
furt/Main ♦ Frankfurt-Griesheim ♦ Frauenhain über Riesa ♦
Friedrichshafen ♦ Ganderkesee ♦ Gantenwald ♦ Gauting ♦ Geeste-
münde ♦ Geisenheim ♦ Gelnhausen ♦ Gelting ♦ Genshagen ♦
Gienau ♦ Gleiwitz ♦ Godshorn ♦ Gotenhafen-Grabau ♦ Göttingen ♦
Grenzweise ♦ Großburgwedel ♦ Großsachsenheim ♦ Hage ♦
Hanau ♦ Hanstedt II ♦ Heppenheim ♦ Herrnsdorf ♦ Hesedorf
♦ Hildesheim ♦ Hillern ♦ Hohnstorf (Elbe) ♦ Holzen ♦ Holzminden ♦
Hutthurm ♦ Idstedt ♦ Illowo ♦ Kating ♦ Kelsterbach ♦ Klein Freden-
beck ♦ Klein Kreidel ♦ Koblenz ♦ Kolbermoor ♦ Köln-Flittard ♦
Königsbrunn ♦ Krefeld ♦ Laberweinting ♦ Lampertheim ♦ Lefitz
♦ Lehrte ♦ Lensahn ♦ Liepehöfen ♦ Liezen ♦ Limburg ♦ Linz ♦
Lübberstedt ♦ Lübeck ♦ Lüdershausen ♦ Lüneburg ♦ Mainz ♦
Mainz-Gustavsburg ♦ Mallersdorf ♦ Markt Indersdorf ♦ Meinholz
♦ Mesum ♦ Michanitz ♦ Möhren ♦ München ♦ Münster ♦ Neubran-
denburg ♦ Neuhausen auf den Fildern ♦ Niederselters ♦ Nienhof

♦ Nindorf, Kr. Stade ♦
♦ Oberndorf am Neckar
♦ Ochtrup ♦ Offenbach ♦
♦ Offenburg ♦ Ohmstede ♦
♦ Otterndorf ♦ Otterstedt
♦ Papenhorst ♦ Peine ♦
♦ Preetz ♦ Quedlinburg ♦
♦ Rehren ♦ Reichenbach/
♦ Eulengebirge ♦ Reichen-
♦ bach an der Fils ♦
♦ Riekenbostel ♦ Roth-
♦ schwaige ♦ Rühren ♦ Sal-
♦ lach ♦ Schneidemühl ♦
♦ Seerau ♦ Sindelfingen ♦
♦ Singen ♦ Sinnersdorf ♦
♦ Soest ♦ Soltau ♦ Spital
♦ am Pyhrn ♦ Stade ♦
♦ Stadt des KdF-Wagens
♦ (Wolfsburg) ♦ Stargard ♦
♦ Stuttgart-Wangen ♦
♦ Taucha ♦ Technitz ♦ Tettmang
♦ Trebnitz ♦ Trier ♦ Uelzen ♦ Unter-
♦ lüss ♦ Velpke ♦ Verden ♦ Voerde-West
♦ Völklingen ♦ Walsrode ♦ Waltrop ♦
♦ Watenstedt-Salzgitter ♦ Wettbergen ♦
♦ Wiesbaden ♦ Wiesbaden-Biebrich ♦
♦ Wietze-Steinförde ♦ Wolfenbüttel ♦
♦ Wursterheide ♦ Würzburg



• nachweisbare Ausländerkinderlager (180)
• vermutete Ausländerkinderlager (136)